



HENRIETTE

und der

TRAUMDIEB

AKRAM EL-BAHAY

ueberreuter

BEI DER SCHWARZEN TANTE

»Gestohlen?« Nick sah seine Schwester zweifelnd an, während sie nebeneinander am Frühstückstisch saßen. Aus der Küche war Oma Mathilda zu hören, die wie jeden Morgen leise vor sich hin sang. »Wie kann man denn einen Traum stehlen?«

Henriette antwortete nicht. Sie ärgerte sich. Wie hatte sie auch nur einen Moment lang glauben können, Nick würde verstehen, wovon sie sprach?

»Ich weiß oft nicht mehr, was ich geträumt habe. Eigentlich«, er sah nachdenklich auf das Salamibrot in seiner Hand, »weiß ich es fast nie. Du hast ihn bloß vergessen. Wie jeder andere auch.« Er biss in

sein Brot und kaute.

»Ich habe ihn nicht vergessen«, fuhr ihn Henriette gereizt an. »Ich weiß, dass er gestohlen wurde. Weil ich morgens immer weiß, was ich nachts geträumt habe. Es kommt nie vor, dass ich einen Traum vergesse. Direkt nach dem Aufstehen sind die Bilder noch so klar, dass ich manchmal glaube, dass sie Wirklichkeit sind.«

»Na ja«, sagte Nick, schob sich den letzten Bissen in den Mund und stand auf, »muss ja ziemlich durcheinander sein, dein Kopf, wenn du nicht unterscheiden kannst, was Wirklichkeit und was Traum ist. Ich weiß das immer. Und deshalb weiß ich auch, dass wir jetzt losmüssen.« Er sah seine Schwester auffordernd an, die jedoch keine Anstalten machte, aufzustehen. »Falls du nämlich geträumt hast, dass wir heute nicht Tante

Annabel besuchen, dann muss ich dir leider sagen, dass das nicht die Wirklichkeit war.«

Der jährliche Besuch bei Tante Annabel kam jedes Mal mit einer Gewissheit, die beide Kinder schaudern ließ. Tante Annabel war die große Schwester ihrer Oma und (dies war einer der wenigen Punkte, in dem Henriette und Nick ein und dieselbe Meinung vertraten) der unausstehlichste Mensch der Welt. Jedes Mal, wenn die Kinder das Haus betraten, in dem Tante Annabel mit ihrer Haushälterin lebte, war es, als würden sie in ein dunkles Schloss gehen, aus dem sie erst nach vielen, mit bleischwerer Langeweile gefüllten Stunden entrinnen konnten. Die schwarze Tante. So nannten Nick und Henriette sie, denn Tante Annabel trug stets Schwarz, seit sie vor über zwanzig Jahren zur Witwe geworden war. Selbst die Süßigkeiten,

die sie auftischte, waren ungenießbar. Einmal war es Nick gelungen, eines der Bonbons eine halbe Minute zu lutschen, ehe er es angewidert ausspuckte. Selbst eine Zitrone, sagte er später, hätte nicht saurer sein können.

Bei Tante Annabel saß man stets ewig im schiefen Haus – das war auch eine Namensgebung der Zwillinge. Denn die alten Möbel von Tante Annabel, verzogen von der Last der Jahre, schienen allesamt keinen rechten Winkel mehr zu besitzen.

Sie klopfen. Das Klacken von Rollstuhlrädern drang unter dem Schlitz der Haustür hindurch.

»Mathilda, Henriette, Nikolaus?«, klang es dumpf hinter der Tür.

Nick zuckte beim Klang seines vollständigen Namens zusammen.

»Seid ihr es? Dann kommt doch endlich herein.«

Die Tür öffnete sich. Die Haushälterin der schwarzen Tante nickte ihnen zu, als begrüßte sie neue Mitgefangene. Der unverwechselbare Duft des schiefen Hauses, eine Mischung aus Mottenkugeln, staubigen Polstermöbeln und uralten Erinnerungen, drang ihnen in die Nase.

Die Zwillinge sahen sich an und seufzten. Dann betraten sie das Reich der schwarzen Tante.

Die Stunden vergingen quälend langsam. Wenn eine Pause entstand, weil keiner mehr etwas zu sagen wusste, wurde es entsetzlich still. Das Ticken der alten Standuhr dröhnte so laut, als wäre es der Takt, in dem sich die ganze Welt zu drehen hätte. Die Zwillinge saßen auf ungemütlichen Stühlen. Ihre